Einleitung

Die assoziative und anschlussfähige Reihung der Wörter im Titel dieses Buches ist Programm. »Stimme« geht alle an, sie ist ein soziales, kulturelles und natürliches Phänomen: als hörbare Artikulation, als Störung, als innere Stimme, als Stimme Gottes, als Singstimme, als Stimmung von Musikinstrumenten, als emotionale Stimmung, als Recht auf eine Stimme und schließlich als Verstummen.

Entsprechend weit gefächert ist das Spektrum der Disziplinen, die sich philosophisch und wissenschaftlich mit dem Begriff und Phänomen »Stimme« beschäftigen und in diesem Band zu Wort kommen: Von therapeutischen sowie physiologischen über philosophische und religionswissenschaftliche bis hin zu kunsthistorischen und musikalischen Analysen werden Brücken zwischen Theorie und Praxis, Ästhetik und Wissenschaft gebaut und neuen Zugängen und Querverbindungen Stimmen verliehen. Den Texten liegen Vorträge einer Tagung der Gesellschaft für Philosophie und Wissenschaften der Psyche in Bremen (2013) zugrunde, die für diesen Band ausgearbeitet wurden.

Den Anfang macht *Christian Lavagno,* der sich aus philosophischer Perspektive der Stimme nähert, indem er deren Ort sucht. In einem ersten Schritt umreißt er das Themenfeld, wie es traditionell, beginnend bei Platon und Aristoteles, von Philosophen bearbeitet wurde: menschliche Stimme und tierischer Schrei, äußere und innere Stimme, Stimme und Schrift sowie die verführerische Kraft der Stimme. Auf diesen unterschiedlichen Feldern der Stimme weist Lavagno strukturelle Ähnlichkeiten aus und schlussfolgert, dass Stimme immer mit einer Bewegung des Übergangs assoziiert ist, mit ihrer Flüchtigkeit und empirischen Ortlosigkeit sowie ihrer Dynamik, die jede Fixierung in einer statischen Topologie ausschließt. Die Stimme selbst sei das *reine Zwischen*, ein Hybridphänomen zwischen Materialität und Spiritualität, sie gehöre zur Spezies des verschwindenden Vermittlers. Von einem »Ort der Stimme« sei nur noch im Sinne eines intermediären dritten Raumes zu sprechen. In Rückgriff auf Agamben sieht Lavagno die Rolle der Stimme darin, dass sie den Übergang von der Sprache (Code) zum Sprechen (Nachricht) vollzieht. Eine Sprachtheorie, die die Stimme vernachlässige, würde zur Bedeutungstheorie verkümmern.

Die Funktion der Therapeutenstimme ist das Thema des Textes von *Karin Nohr*. Mit Hilfe einer Fallvignette gelingt es ihr, die Bedeutung der Stimme für den therapeutischen Prozess zu differenzieren: Beim Erstkontakt fungiert sie als Visitenkarte, die schon am Telefon Signale vermittelt, ob es zwischenmenschlich passt oder besser: »ob es miteinander stimmt«. Die Stimme dient dann in der laufenden Therapie dem Tuning zwischen Patienten und Therapeuten, das heißt, Stimme erzeugt Resonanz und damit korrigierende Beziehungserfahrung, indem sie die mit Worten schon ausgedrückte Anteilnahme, Interesse und Wertschätzung emotional anreichert und tiefere psychische Schichten erreicht. Dabei ist sie vielleicht wichtiger als das Kernwerkzeug Deutung, welches in der kognitiven Schicht verbleibt, selbst wenn es Emotionen benennt. Der Abschluss einer Therapie gilt neben der Besserung der Symptome als gelungen, wenn der Therapeut als gutes inneres Objekt über die Zeit der Sitzung hinaus präsent bleibt und dem Patienten als innerer Dialogpartner Wertschätzung, Beruhigung und Wissen vermittelt. Die Repräsentation des guten inneren Objektes erfolgt im Wesentlichen über die gehörte und dann quasi im Persönlichkeitskern aufgenommene Stimme des Therapeuten, die zwar nicht halluziniert wird, aber trotzdem mit einer hohen sinnlichen Intensität vom Patienten wahrgenommen werden kann, wenn er sie braucht.

Das »Stimmenhören« als eine Form der akustischen Halluzination stellt für den westlichen Alltagsmenschen und den an Leitlinien orientierten Psychiater in erster Linie ein Symptom für eine schwerwiegende psychische Erkrankung dar. Diesem Phänomen widmen sich zwei Beiträge des vorliegenden Buches: In der Perspektive des Psychiatriehistorikers *Thomas Beddies* wird deutlich, dass erst mit der verwissenschaftlichten Sicht auf psychische Phänomene in der neuzeitlichen Psychiatrie ein Reduktionismus auftrat, der die Fülle des Phänomens des Stimmenhörens gewissenhaft klassifizierte und mit seiner Systematik glaubte, das Normale vom Pathologischen scheiden zu können, bestimmen zu können, ob eine Stimme als Halluzination Krankheitssymptom ist und damit (bei bestimmten Psychiatern) ihre Gehalte unsinnig sind oder ob es sich um eine »innere Stimme« handelte, nicht wie echt empfunden, aber präsent, die als Ausdruck des Gewissens erlaubt, ja im Konservatismus geradezu geschätzt war. Die Aufrichtung von Krankheit als Schutz der Normalität ließ sich an diesem Symptom besonders

intensiv exekutieren, so dass es in einer bestimmten Ausprägung pathognostisch für die Gruppe der Schizophrenien wurde.

Joachim Schnackenberg stellt in seinem Aufsatz eine noch junge therapeutische Perspektive vor, die von der so genannten Recoverybewegung entwickelt worden ist: Die halluzinierten Stimmen an sich sind hier nicht das Problem, sondern sie wollen auf ein ungelöstes Problem aus dem Lebenskontext aufmerksam machen. Ursachen der Stimmen können eigene Schuldgefühle und andere schwierige Emotionen wie Wut, Scham etc. sein. Seltener sind ein Grund für diese tiefen Emotionen eigene Taten der Stimmenhörer und -hörerinnen, d.h. die empfundene Verantwortung dafür. Häufiger stehen die zugrundeliegenden Emotionen in Verbindung mit unverarbeiteten Traumata und mit in deren Kontext erfolgten Täterintrojektionen. Stimmen können heute nicht mehr nur als sinnloses, vor allem biologisch zu begründendes Phänomen und Symptom der prototypischen Verrücktheit verstanden werden. Sie sind vor allem eine wichtige und hilfreiche Erfahrung. Für den hilfreichen Umgang mit Stimmen wurde im Umfeld der Maastrichter Psychiatrischen Uniklinik von Romme und Escher die Erfahrungsfokussierte Beratung (EFC) entwickelt, die von Schnackenberg vorgestellt wird. Im Idealfall werden nach entsprechender Durcharbeitung die Stimmen überflüssig.

In einer Multimedia-Präsentation stellte *Joachim Loch-Falge* auf der Tagung die Stimmen einiger Philosophen (Jaspers, Heidegger, Foucault, Arendt, Bloch) und Psychotherapeuten (Jung, Kernberg, Kohut, Frankl, Freud) vor mit der Frage, inwieweit ein philosophisches System oder eine psychotherapeutische Theorie in der Persönlichkeit des jeweiligen Protagonisten wurzelt und in dessen Stimme repräsentiert wird. In diesem Buch werden nach einem kurzen einführenden Text Loch-Falges die dazugehörigen Links gelistet, so dass der Leser die Präsentation im Netz nachvollziehen bzw. die Stimmen hören kann.

Christoph Auffarths Text folgt einigen Volten der Rezeptions- und Deutungsgeschichte dessen, was als Gottes Wort überliefert und als »Stimme« hörbar gemacht wird, und das heißt: erzählt oder gezeigt wird. Dass Gott spricht, ist Teil der Überlieferung der hebräischen Bibel, er richtet das Wort an Adam im Paradies, an Mose, an David. Für die Erzählungen von einem Gott, der als Gestalt nicht sichtbar wird, stellt sich die schwierige Aufgabe, plausibel zu machen, in welchem Medium seine Worte hörbar und ver-

ständlich gemacht werden können, ohne gegen das Bilderverbot zu verstoßen und dennoch sicherzustellen, dass es sich unmissverständlich um von Gott gesprochene Worte handelt. Seine Boten – Engel – und Propheten erscheinen als mit entsprechender Autorität und Authentizität ausgestattete Träger, die sich der Öffentlichkeit aussetzen, als in höherem Auftrag befugt Sprechende. Am Beispiel des Dekalogs und der Geschichte seiner Übergabe am Sinai zeigt Auffarth, wie sich mit dieser Geschichte die vergangene Utopie des Exodus aus Ägypten und die historischen Erfahrungen der Exilgemeinde von Babylon verschränken und die Veränderungen Letzterer legitimieren. Es galt, dem unsichtbaren Gott seinen Alleinvertretungsanspruch zu sichern.

Im letzten Beitrag des Buches betrachtet der Kulturwissenschaftler *Thilo Billmeier* das Thema der göttlichen Verkündigung an Maria innerhalb der Geschichte der Malerei. Auch diese hört eine Stimme, nicht halluziniert, sondern die eines Engels, für sie hörbar, möglicherweise für andere nicht. Mit der eindringlichen Stimme ist das Wort Fleisch geworden. Und wie die Stimme über die leibliche Gewalt zum Eindringen und zur Fleischwerdung verfügt, so ist das Ohr, sein Hören, ein Organ der Empfängnis – conceptio per aurem.

Ob im Medium der Erzählung, des Bildes, der Musik, ob ästhetisch oder technisch reproduziert, ob im Dienste der irdischen oder göttlichen Beweisführung, als Organ eines Engels oder eines Therapeuten, die Beiträge dieses Bandes machen deutlich: Stimmen wirken mit am Verstehen und der Verständigung über das, was gesagt wird, ebenso wie über das, was ungesagt bleibt und sich dem Verstehen entzieht.

Bremen und Berlin im Juli 2015
Martin Heinze, Joachim Loch-Falge und Sabine Offe

Christian Lavagno

Der Ort der Stimme
Philosophische Überlegungen

Die Stimme entspringt dem Körper. Die Stimme ist Träger von Bedeutung. Die Stimme entspringt dem Körper und ist zumal Träger von Bedeutung. Wie vollzieht sie diesen Spagat? Wie gelingt es ihr, das Reich des Materiell-Sinnlichen – den Körper – mit dem Reich des Geistig-Intelligiblen – der Bedeutung – zu verbinden? Sie muss ein Zwitterwesen sein, in zwei verschiedenen Welten zu Hause, eine Janusgestalt, geradezu unheimlich. Oder ist es am Ende noch unheimlicher, dass sie weder Körper noch Geist ist? Ist der Ort der Stimme ein Dritter Raum jenseits von Materialität und Spiritualität? Spricht sie hinter einem Vorhang, den weder greifende Hände noch beschwörende Worte beiseite zu schieben vermögen? Derartige Behauptungen könnten abwegig erscheinen, selbst wenn sie, wie hier, in Frageform vorgetragen werden. Aber wenn die Aufgabe der Philosophie darin besteht, das Denken in all seinen Wegen zu erkunden, auch in seinen vermeintlichen Um- und Abwegen, dann müssen wir, in philosophischen Überlegungen zum Ort der Stimme, die genannten Behauptungen ernst nehmen. Dann müssen wir die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass sich in ihnen eine Stimme kundtut, die mehr vom Wesen und Walten der Stimme weiß als Alltagsverständnis und Common Sense.

Deshalb noch einmal die Frage: Was ist das für ein Hybridwesen zwischen Körper und Geist, das da unter dem Titel Stimme zu uns spricht? Und was spricht sie uns zu – lediglich die von einem Absender intentional emittierte Bedeutung oder darüber hinaus einen Mehrwert, ein Supplement, das sich vom Sprecher womöglich gar nicht kontrollieren lässt? Um Fragen dieser Art geht es in meinem Beitrag. Um sie zu beantworten, möchte ich dann allerdings doch die traditionelle Position eines sichtbaren Referenten einnehmen.

Bei der Tagung »Stimme – Stimmen – Stimmung«, auf der der vorliegende Vortrag gehalten wurde, war der Sprecher bis hierhin durch einen Vorhang den Blicken seiner Zuhörer entzogen und trat erst jetzt hervor. In der Diskussion erinnerte Thilo Billmeier später

daran, dass diese Figur des vernehmbaren, aber nicht sichtbaren Sprechers in der Philosophie eine gewisse Tradition hat. So ist von Pythagoras überliefert, dass seine Schüler zunächst mehrere Jahre nur hinter einen Vorhang seinen Reden lauschen durften, bevor sie den Meister zu Gesicht bekamen. Beim vorliegenden Vortrag ging es darum, den Zuhörern die Erfahrung einer frei flottierenden, gleichsam körperlosen Stimme zu eröffnen, um sie dadurch für die Frage nach dem Ort der Stimme zu sensibilisieren. Außerdem sollte die Inszenierung mit dem Vorhang das in jeder stimmlichen Verlautbarung mitschwingende Moment von Performanz hervorheben. – Dass der Vortrag hier im Buch verschriftlicht, also »entstimmlicht« vorliegt, ist ein Zusatzproblem, das ich aus Platzgründen nicht behandeln kann.

Mein Vortrag gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil möchte ich Ihnen vier Themen vorstellen, die traditionellerweise in der Philosophie im Zusammenhang mit der Stimmenproblematik behandelt werden. Die vier Themen kamen nicht nur dem Wunsch der Veranstalter entgegen, die Tagung mit einem Überblick beginnen zu lassen, sie werden sich auch als gute Grundlage für die weiteren Überlegungen erweisen. Im zweiten Teil werde ich dann auf die genannten Fragen zurückkommen, vor allem auf die Frage nach dem Ort der Stimme. Ich möchte zeigen, dass die Unmöglichkeit, diesen Ort zu fixieren, eine transzendentale Unbehaustheit anzeigt, die als Emblem des gegenwärtigen, postmetaphysischen Zeitalters gelten kann.

Vier Themen

1.) Menschliche Stimme und tierischer Schrei. – Ein erster traditioneller philosophischer Topos in unserem Zusammenhang ist der Versuch der Unterscheidung zwischen den Verlautbarungen des Menschen und denen der Tiere. Besteht da ein Wesensunterschied? Gibt es also einen Sprung, ein *missing link*, das sich beim besten Willen nicht rekonstruieren lässt? Oder ist der Stimmgebrauch des Menschen bloß eine zwar verfeinerte, im Kern aber kontinuierliche Weiterentwicklung dessen, was ihm die Natur mitgegeben hat? In der abendländischen Philosophie dominiert seit der Antike die Auffassung, hier von einer fundamentalen Differenz auszugehen. Der tierische Laut bleibt als Warnschrei oder Lockruf der Situation verhaftet, er ist bloßes *Anzeichen*. Erst die menschliche Stimme

überschreitet die Schwelle zum symbolischen *Ausdruck*, indem sie artikulierte Laute als Stellvertreter für nicht unmittelbar Anwesendes einsetzt und dadurch die Situation transzendiert. Mit anderen Worten, der Mensch ist in der Lage, in die Verlautbarungen seiner Stimme ideale Bedeutungsgehalte zu legen, die seine *animalitas* signifikant übersteigen. Als Beleg möchte ich eine Passage aus einer Schrift von Aristoteles zitieren:

> »Ein Nennwort [Substantiv, Nomen] ist eine gemäß einer Übereinkunft etwas bedeutende stimmliche Äußerung. [...] Die Bestimmung ›gemäß einer Übereinkunft‹ füge ich deshalb hinzu, weil von den Nennwörtern keines von Natur aus ein Nennwort ist, sondern ein jedes erst dann, wenn es zu einem Symbol geworden ist, denn auch solche nicht buchstabierbaren [sc. unartikulierten] Laute wie beispielsweise die Laute der wilden Tiere geben ja etwas kund, ohne dass einer von ihnen deshalb schon ein Nennwort wäre.« (Aristoteles, de interpretatione, 16 a 19-27)

Der tierische Schrei zeigt zwar auch etwas an (z. B. Gefahr), aber er tut es von Natur aus (griech. *physei*). Erst der Mensch legt Bedeutungen durch Übereinkunft fest, und die darin liegende Dimension von Kultur und Tradition markiert die Differenz. Diese Auffassung ist bis heute weit verbreitet und wird allenfalls von radikalen Naturalisten angezweifelt.

2.) Äußere und innere Stimme. – Ein anderes Thema betrifft den Unterschied zwischen der hörbaren äußeren und der unhörbaren (d. h. physikalisch nicht messbaren) inneren Stimme. Hierbei ist die äußere Stimme in der Regel die aktiv und intentional hervorgebrachte, während wir von der inneren mitunter unkontrolliert heimgesucht werden. Ein Musterbeispiel für die innere Stimme ist das Gewissen. Jahrhundertelang galt es als die Stimme Gottes, in der Aufklärung wurde es zur Stimme der Vernunft, in der Psychoanalyse schließlich, unter dem Titel Über-Ich, zur internalisierten Stimme des Vaters. Während sich also der Bezugspunkt mehrfach verschob, blieb der hier interessierende Punkt, der stimmliche Charakter des Gewissens, unverändert erhalten. Letzteres übrigens explizit in Kants Bestimmung als »innerer Gerichtshof« – Gerichtsverhandlungen finden ja mündlich statt, und das Urteil wird mit lauter Stimme verkündet. Kurz, das Gewissen *spricht* zu uns, und

auch wenn hierbei keine Luft in Schwingung versetzt wird, verdankt es seine Autorität doch wesentlich seiner Vokalität.

Im 20. Jahrhundert hat Heidegger das Gewissen einer existential-ontologischen Analyse unterzogen. Seine These: Vom Gewissen als innerer Stimme ergeht ein Ruf, genauer der Aufruf, sich nicht in die Banalitäten des Alltags zu verlieren. »Dem angerufenen Selbst wird ›nichts‹ *zu*-gerufen, sondern es ist *aufgerufen* zu ihm selbst, das heißt zu seinem eigensten Seinkönnen.« (Sein und Zeit, 273) Das Gewissen ruft mit mahnender Stimme. Es pocht auf den Rangunterschied verschiedener Seinsentwürfe des Menschen: auf der einen Seite die Versuchung, sich treiben zu lassen, das heißt, einer bequemen Existenz gleichsam »von der Stange« anzuhängen und nur das zu tun, zu sagen, zu denken, was *man* tut, sagt, denkt – für Heidegger eine uneigentliche Seinsweise, bei der sich der Mensch verliert. Auf der anderen Seite die Möglichkeit, ein Eigenes zu ergreifen, nicht im Sinne des krampfhaften Bemühens, durch ein affektiertes Äußeres Aufmerksamkeit zu erregen, sondern im Gegenteil als innere Entschlossenheit, der alle Äußerlichkeiten wie Erfolg, Gewinn, Belohnung gleichgültig sind. Die innere Stimme des Gewissens erinnert uns an diese Möglichkeit eigentlicher Existenz; ob wir ihr Gehör schenken, ist eine andere Frage.

3.) Stimme und Schrift. – Eine weitere Thematik: wie verhält sich die Stimme zur Schrift? Die traditionelle These lautet, dass die Stimme als lebendige Gegenwart des Denkens Vorrang vor allem Geschriebenen hat; die Schrift sei bloß abgeleitet. Der französische Philosoph Jacques Derrida hat diese These durch die Geschichte der abendländischen Philosophie verfolgt und eine eindrucksvolle Liste all der Autoren erstellt, von denen sie vertreten wurde: Platon, Rousseau, Husserl, Saussure, um nur einige von ihnen zu nennen. So bezeichnet Platon in seinem Dialog *Phaidros* die Schrift abwertend als leblose Kopie der belebten und beseelten Rede (276a), und bei Rousseau heißt es:

> »Die Schrift ist nur die Repräsentation des gesprochenen Wortes; es ist absonderlich, dass der Bestimmung des Bildes größere Sorgfalt gewidmet wird als der Bestimmung des Gegenstandes.« (zit. nach Derrida 1974, 49)

Das Argument, das diesen Werturteilen zugrunde liegt: Wenn ich spreche, habe ich das Bewusstsein, unmittelbar bei dem zu sein,

was ich denke; in der stimmlichen Verlautbarung ist das Subjekt in nächster Nähe zu sich selbst und seinen mentalen Inhalten. Demgegenüber haftet der Schrift etwas Parasitäres an: Sie fixiert lediglich im Nachhinein einen Gedanken, der – laut oder leise – bereits ausgesprochen wurde. Folglich ist sie bloß Zeichen des Zeichens, Signifikant des Signifikanten. Das erklärt die These vom Primat der Stimme; die Schrift ist ihr nicht nur zeitlich, sondern auch von der Gewichtung her nachgeordnet.

Die Pointe ist nun, dass Derrida diesen traditionellen Vorrang umzukehren versucht. Seine Beobachtung ist, dass der eben genannte Vorwurf, die Schrift sei Signifikant des Signifikanten, überraschend genau die Funktionsweise von Zeichen und damit von Sprache überhaupt beschreibt. Seit den Errungenschaften des Strukturalismus ist ja die Referenz des Zeichens auf einen Gegenstand – die Repräsentation – theoretisch in den Hintergrund getreten zugunsten des Spiels der Zeichen untereinander. Diese Zirkulation der Zeichen wird nun aber durch die Formel »Signifikant des Signifikanten« viel besser wiedergegeben als durch die Stimme, Letztere verstanden als unmittelbare Präsenz der Gedanken, d. h. der Signifikate. Gerade der vermeintliche Vorzug der Stimme, nämlich der kürzeste Weg zum Signifikat zu sein, wird ihr hier also zum Verhängnis. Zugegeben laufen diese Überlegungen bei Derrida auf einen veränderten Schriftbegriff hinaus; gleichwohl bleibt festzuhalten, dass bei ihm das traditionelle Privileg der Stimme erschüttert ist.

4.) Die verführerische Kraft der Stimme. – Aufgrund ihrer Nähe zur Musik enthält die Stimme ein suggestives Moment, das von der Philosophie, die sich ja traditionell an der Vernunft orientiert, kritisch beargwöhnt wird. Die Stimme leitet den Gehalt der auszudrückenden Gedanken nicht einfach weiter, sie fügt ihnen durch ihren Klang etwas hinzu, ein Supplement, das im Verdacht steht, die vernünftige Bedeutung des Gesagten zu überlagern und zu verwirren. Bei Platon äußert sich der Argwohn in einer Kritik an den Rhapsoden, also jenen Dichtersängern, die auf dem Marktplatz unter vollem Einsatz ihrer Stimme Hymnen und Oden vortragen: Sie neigen zu der Ansicht, dass es der Musik »an allem und jedem sicheren inneren Merkmal des Richtigen fehle und die bloße Lust dessen, der sich an ihr erfreue – gleichviel er sittlich etwas tauge oder nicht –, der beste Richter über sie sei« (Nomoi, 700d-e). Kei-

nesfalls geht es Platon darum, die Musik und damit die Stimme als solche zu diskreditieren, aber er will sie doch strengen Regeln unterwerfen: »Es müssen aber doch Harmonie und Rhythmus im Einklang mit dem Texte stehen? – Selbstverständlich.« (Politeia 398d / 400d) Das bedeutet: Die Stimme ist nur zugelassen, sofern und solange sie sich der Bedeutung unterwirft. Wehe, wenn sie sich emanzipiert und frei zu flottieren beginnt – dann drohen Subversion und moralischer Verfall. Ähnlich ist die Sichtweise im Mittelalter. Einerseits ist die Stimme als Lobpreis Gottes willkommen, ja in gewisser Hinsicht ist sie sogar unverzichtbar: Es genügt nicht, dass die göttlichen Gebote einst schriftlich niedergelegt wurden, sie müssen durch die Stimme eines Predigers stets von Neuem bekräftigt und aktualisiert werden. Andererseits sind mit der Stimme aber auch Probleme verbunden. So sieht beispielsweise Augustinus die Gefahr, »mit dem Ohr zu sündigen«, also z. B. beim kirchlichen Gesang sich vom Klang einer Stimme betören zu lassen (man denke an die Tradition der Kastratenstimmen) und darüber den religiösen Gehalt der Liturgie zu vernachlässigen. Augustinus selber ist angesichts der »Versuchung durch das Gehör« hin- und hergerissen:

> »Wohl fühle ich, dass die heiligen Worte selber, so gesungen, unser Gemüt inniger und lebhafter [...] bewegen, als wenn sie nicht so gesungen würden. [...] Aber meine Sinnesfreude, der sich der Geist doch nicht zur Verweichlichung ergeben darf, hintergeht mich oft.« (Augustinus, Bekenntnisse X, 33)

Überspitzt gesagt: Die Stimme ist von einer geradezu teuflischen Ambivalenz. So sehr sie durch ihre Kraft, die Seele direkt anzusprechen, dem Evangelium zu dienen vermag, neigt sie aufgrund derselben Kraft doch auch dazu, sich zu verselbständigen und die Botschaft – den Sinn der Worte – aus dem Blick zu verlieren. Die Stimme ist frivol, und das macht sie verdächtig, übrigens nicht nur in christlichen Kreisen.

Der Ort der Stimme

So weit vier traditionelle Themen im philosophischen Sachgebiet Stimme. Auf den ersten Blick erscheinen sie sehr disparat. Animalität, Gewissen, Schrift, Suggestion – sind das nicht weit auseinander liegende Felder? Bei genauerem Hinschauen zeigt sich jedoch,